

Dieser arme Sohn

»Im Schatten des Vaters«: Anhand neuer Quellen erzählt Stephan Oswald das tragische Leben August von Goethes. War die brutale Kälte des berühmten Dichtervaters eine Form elterlichen Missbrauchs? VON GOLO MAURER

Der August! Er hatte seinen großartigen Auftritt in Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar*, eingehüllt in den »Duft von Wein und Eau de Cologne«, während Lotte, das 1816 in die Jahre gekommene Vorbild der Werther-Lotte, diesen »abgewandelt-unzulänglichen Versuch des Lebens, (...) sich zu wiederholen«, dahingehend musterte, »ob sie ihn nicht besser würde in die Welt gesetzt haben«. Hätte sie natürlich, wenn nur sie, und nicht Christiane Vulpius, Goethes Frau geworden wäre, vor über 40 Jahren ... Zwar war auch hier der Apfel nicht weit vom Stamm gefallen, aber doch sehr tief. Und so war die Beschäftigung mit August von Goethe immer auch das voyeuristische Behagen, einer Versuchsanordnung beizuwohnen, die den meisten erspart bleibt, nämlich Sohn zu sein eines großen Vaters. Die Begegnung der ehemaligen Geliebten des Vaters mit dessen 1789 geborenem Sohn, welcher der ihre hätte sein können und in dessen Zügen sie nach den Spuren des Verlorenen forscht, ist bei Mann mit wunderbarer Perfidie entwickelt. Denn August hat pikanterweise jenes Alter, in welchem sie den Vater zuletzt gesehen und geliebt hatte, bevor der sich davonmachte, um jenes Buch zu schreiben, das für sie, die Protagonistin, die Zeit seitdem hat stillstehen lassen: besagten *Werther*. Als Hauptquelle für diese rein fiktive Begegnung diente Mann die 1918 erschienene August-Biografie des Goethe-Großbiografen Wilhelm Bode (nicht zu verwechseln mit dem Museums-Bode), die er bedenkenlos ausbeutete, bis hin zur wörtlichen Übernahme.

Bode hatte sein Buch nicht um Augusts willen geschrieben: »Er hat nichts geleistet, was wir beachten müssten.« Es geht, wie der Titel *Goethes Sohn* schon sagt, zunächst um Goethe und erst dann um den Sohn. Thomas Mann dagegen benutzt 1939 in seiner epochalen, als solche heute kaum mehr wahrgenommenen Dekonstruktion des wilhelminischen Goethe-Kults den Sohn als Zerr- und Vexierbild des Übervaters, ödipale Rachefantasien inbegriffen. Dass die Ironisierung des Vaters erzähltechnisch über die Demontage der Figur des Sohnes erfolgt, wird als Kollateralschaden vom schreibenden Übervater T. M. ungerührt in Kauf genommen. Seitdem hat der Sohn als tragikomischer August seine feste Nebenrolle im bürgerlichen Bildungstheater.

Es hat originelle Anläufe gegeben, ihn daraus zu befreien, wie Werner Völkers gut recherchiertes, aber etwas launisch erzähltes Buch über den »Berufssohn August« von 1992. Das hervorragende neue August-Buch des in Parma lehrenden Germanisten Stephan Oswald kommt nun mit seiner sachlichen Diskussion des um wichtige Funde erweiterten Quellenbestandes gerade richtig – auch wenn man etwas zusammensuckt, wenn einleitend von der angestrebten »Ehrenrettung« des Protagonisten die Rede ist; so etwas überlassen wir eigentlich den Angehörigen von Wehrmachtsgenerälen. Doch findet die nach heutigem Forschungsstand eigentlich gar nicht mehr nötige Ehrenrettung glücklicherweise nur ganz am Rande statt.

August war ein »Kind der Liebe«, wie es damals hieß, mit Christiane Vulpius unehelecht gezeugt in der nachitalienischen Einsamkeit des 1788 aus dem Süden heimgekehrten Goethe. Herangewachsen und vom Weimarer Herzog »legitimiert«, wurde er dem Vater



August von Goethe (1789-1830), 1807 porträtiert von Caroline Bardua

zum unverzichtbaren Helfer und Handlanger. Er trat in den Staatsdienst ein, heiratete Ottilie von Pogwisch, bekam mit ihr drei Kinder, wurde unglücklich, alkoholkrank, fuhr nach Italien und starb 1830 in Rom. Der Vater, der ihn um zwei Jahre überlebte, ließ ihm dort auf dem heutigen Cimitero acattolico, unweit der Cestius-Pyramide, den berühmten Grabstein setzen: »Goethe-Sohn«, heißt es auf diesem recht lapidar, »dem Vater voranschreitend«.

Oswald – und das ist die herausstechende Qualität seines Buches – zeigt wieder einmal, dass die Konzentration auf minutiöse Quellenausdeutung der Königswege des biografischen Handwerks ist. Jede Nebensache wird, wenn belegt und im Detail beschrieben, zur Hauptsache, zum Astloch in der Bretterwand der Zeit, durch das wir erspähen, was nicht mehr da ist. Schon der sonst nirgendwo aufgeführte Katalog der Gegenstände, die August bei seinem Tod in Rom bei sich hatte, schafft eine seltene Ahnung von Wirklichkeit:

Da ist, neben einer stattlichen Anzahl von Hemden und vielem anderen, auch ein Reisekorkenzieher, auf dass der Geist nie in der Flasche bleiben müsse. Ebenfalls interessant, in allen formaljuristischen Details, der hochproblematische Lebensstart Augusts als »Bastard«, wie man dachte (und manchmal auch sagte), ein Handicap, dessen sehr konkrete Folgen wir uns in unserer Patchwork-Welt gar nicht mehr vorstellen können. Auch hier sind es die Kleinigkeiten, die betroffen machen, etwa dass die Mutter Christiane Vulpius vor der späten Heirat 1806 im Gesindetrakt des Hauses am Frauenplan gehalten wurde, von wo – auch bautechnisch gesehen – kein direkter Weg in die Welt des Herrn führte. August, von dem lange nicht klar war, wie er eigentlich mit Nachnamen heißt – Vulpius, Goethe oder von Goethe –, war in jener Welt des Vaters lange nur eine Art Gast. Hochinteressant dann die aus heutiger Sicht haarsträubenden Umstände des beruflichen Werdegangs des Helden: Das

klassische Weimar erscheint dabei als Bananenrepublik, Vetternwirtschaft pur, wo man schaltet und waltet, wie es gerade passt.

Natürlich ist auch Oswalds August-Biografie ein Goethe-Buch, doch schält sich der Alte immer nur so weit aus dem Hintergrund, wie er als Vater für das Leben des Sohnes bedeutsam wurde. Dass dies ziemlich massiv der Fall war, wussten wir schon. Doch in welcher systematischer, kanzenmäßiger, in seiner bürokratischen Kälte auch brutaler Weise der Vater mit dem Sohn verfuhr, wird erst jetzt klar: monatelange Abwesenheiten, das Nichtbeantworten der oft flehenden Briefe des Sohns – bei gleichzeitigem Auftrag, ihm »löbliches Briefpapier« zu beschaffen, da er, der Vater, ja so viele Briefe schreibe. Vielleicht ist es erst unseren, für jede Form des Machtmissbrauchs sensibilisierten Zeiten möglich zu erkennen, dass auch die verweigerter körperliche wie seelische Nähe eine Form des elterlichen Missbrauchs, ja der Gewaltanwendung sein kann, eine besonders

grausame dazu, wo sie mit der rücksichtslosen Inanspruchnahme subalternen Dienste einhergeht. Es kommen einem die Tränen, wenn man lesen muss, wie verzweifelt August jahrzehntelang um die bloße Aufmerksamkeit des Vaters mehr bettelte als warb, um sich ihm gleichzeitig in immer neuen Steigerungen der Unterwerfung anzubieten.

Auch wenn man schon lange wusste, dass der Alte zunächst an sich und dann noch mal an sich selber dachte, erhält das Goethe-Bild allein durch die Sprache der Quellen neue Schattierungen. So wird weder die Ehre des Sohnes gerettet noch das Bild des Vaters zerstört, sondern der Blick auf beide mit den Möglichkeiten moderner biografischer Optik scharf gestellt. Das geschieht bis in die Orthografie der Quellen hinein so eindringlich, dass es der didaktischen Leseanleitungen, zu denen Oswald gelegentlich neigt, gar nicht bedarf. Gleiches gilt für gelegentliche moralische Wertungen; ein Urteil über Goethe, wonach die »Geringschätzung, mit der er den Verhältnissen und Menschen entgegnet«, immer wieder »schwer erträglich« sei, hätte man durchaus den Lesern überlassen können.

Gerade darum horcht man auf, wenn Oswald gegen Ende fast so etwas wie eine Ehrenrettung des Vaters unternimmt, indem er die von Roberto Zapperi entwickelte und von Andreas Beyer gestützte These zu widerlegen sucht, der Alte habe 1830 den in seinen Augen bereits todkranken Sohn zum Sterben nach Italien geschickt. In Kenntnis aller Indizien möchte man diese Hypothese aber nicht so einfach zu den Akten legen. Auch wenn die akute Sterbeursache Augusts (wie bereits bekannt) eine unvorhersehbare Meningitis war und keine chronische Leberzirrhose, so konnte der auch ohne Obduktion evidente Leberschaden dem behandelnden Arzt in Weimar – und, durch diesen informiert, wohl auch dem Vater – nichts Gutes verheißen haben. Auch die Lesart der bisherigen Forschung, Goethe habe im römischen Grabstein für den Sohn vor allem sich selbst ein Denkmal setzen wollen, erscheint weiter plausibel.

Spannend dagegen ist Oswalds Darstellung einer bislang nur Eingeweihten bekannten Episode: 1961 wurde bei der Restaurierung des Grabmals das originale, von keinem Geringeren als dem dänischen Bildhauer und Währömer Bertel Thorvaldsen geschaffene Bildnismedaillon Augusts in die Residenz des deutschen Botschafters in Rom verbracht. Dort hängt es bis heute. »Zurzeit laufen Bemühungen, es endlich an den ihm angemessenen Ort zu bringen«, so Oswald, nämlich in das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Wirklich? Soll nun das Medaillon heimkehren, anstelle des Sohnes, der in Rom geblieben war? Wurde es nicht vielmehr speziell gemacht, um in Rom an die Goethes zu erinnern, an den Vater und den Sohn? Da gäbe es in Rom einen noch angemesseneren Ort für das Originalmedaillon, nämlich die Ex-WG des Vaters bei seinem Aufenthalt in der Ewigigen Stadt 1786 bis 1788, das heutige Museum der Casa di Goethe.

Golo Maurer ist Leiter der Bibliothek der Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom und veröffentlichte 2021

»Heimreisen. Goethe, Italien und die Suche der Deutschen nach sich selbst« (Rowohlt)



Stephan Oswald: Im Schatten des Vaters. August von Goethe; C. H. Beck, München 2023; 424 S., 32,- €, als E-Book 24,99 €

Der Sprengsatz in den Archiven

»Unser Nationalsozialismus« versammelt funkelnde Essays und Reden des temperamentvollen Historikers Götz Aly VON ALEXANDER CAMMANN

Schon der Titel ist ein klassischer Aly: *Unser Nationalsozialismus* heißt das neue Buch des Historikers – und mit dem Pronomen »unser« konfrontiert Götz Aly die heutigen moralfreudigen Deutschen mit der immer wieder hinwegtheoretisierten Tatsache, dass der Holocaust und die braunen Jahre zwischen 1933 und 1945 eine originär deutsche Erfindung waren und nicht irgendeine Unterform des überall und öfter wieder grassierenden faschistischen Übels, als angeblicher Spielart der westlichen kapitalistischen Moderne. Mit altlinken, auf den Kapitalismus zielenden Faschismustheorien kennt sich Aly bestens aus, der 1971 Mitbegründer der maoistischen Studentenzeitung *Hochschulkampf*

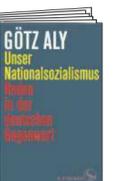
an der FU Berlin war (seine Meinungsfreude liberalisierte sich später bei der *taz* und der *Berliner Zeitung*, sein polemisches Temperament verlor er dabei zum Glück nicht). Später hat Aly die konkrete Schuld in zahlreichen Büchern und minutiöser Quellenarbeit immer wieder sichtbar gemacht: Das nationalsozialistische Projekt, für das sich immer mehr Deutsche Anfang der Zwanzigerjahre unter dem Mittreißer Hitler engagierten, war bald eine soziale Bewegung und keineswegs eine bürgerliche Elitenverschwörung à la *Babylon Berlin* zwecks Verführung der unzufriedenen Massen – Hitler konnte auf den kleinen Mann, die kleine Frau setzen, bis 1945. Täterinnen und Täter verschwanden bei

Aly nie hinter entlastenden »strukturellen« Argumentationen. Im Vorwort betont er es noch einmal für alle: »Aber die Mordtaten haben keine Außerirdischen verborgen, genannt »die SS-Schergen«, »die Nationalsozialisten«, »die Intensivtäter«, »die Rassenideologen«, sondern normale Menschen aus allen Schichten der deutschen Bevölkerung.«

Das Buch ist ein Sammelband, was ja oft eine eher langweilige Angelegenheit bedeutet – nicht so bei diesen 13 Reden und Essays aus den vergangenen Jahren, allesamt kunstvoll in Szene gesetzte Rhetorik zu historischen Fallbeispielen, die Alys Lebensthema abschreiten und natürlich diverse Sprengsätze bieten. Immer wieder

beschämend ist der Umgang der deutschen Historiker nach 1945 mit der Erforschung des Holocausts. Aus den Akten des Münchner Instituts für Zeitgeschichte rekonstruiert Aly sehr anschaulich, wie die verdienstvollen Granden der NS-Forschung Helmut Krausnick und Martin Broszat die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Holocaust systematisch mit negativen Gutachten ausbremsten: Anderes erschien ihnen am Nationalsozialismus wichtiger als diese sowieso eher jüdische Frage. So konnte über viele Jahrzehnte Raul Hilbergs Klassiker *Die Vernichtung der europäischen Juden* in Deutschland nicht erscheinen, viele Verlage mauerten aufgrund abfälliger deutscher Historiker-

gutachten. Das ist nicht neu, ebenso wenig die stille Ausgrenzung des jüdischen Historikers Joseph Wulf, der sich 1974 in West-Berlin mit einem Sprung aus dem Fenster das Leben nahm. Aber Aly hat immer das noch treffendere, szenisch erhellende Zitat aus den Archiven parat, die er mit seinem legendären Spürsinn durchkämmt hat – der schönste Text dieses Buches ist denn auch sein Festvortrag auf dem 89. Deutschen Archivtag 2019: Dankbar feiert hier ein besessener Archivnutzer all jene so gar nicht verstaubten Archive, die hierzulande die Vergangenheit bewahren – und ohne die auch er die zahllosen wenig beachteten Dokumente der Verbrechen nicht hätte entdecken können.



Götz Aly: Unser Nationalsozialismus. S. Fischer, Frankfurt 2023; 304 S., 25,- €, als E-Book 19,99 €